

SPRACHWISSENSCHAFT

Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen

Ulla Fix

T Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Ulla Fix

Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen

Sprachwissenschaft, Band 3

Ulla Fix

Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen

Beiträge zur Stilistik

Herausgegeben von Irmhild Barz,
Hannelore Poethe, Gabriele Yos

FFrank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

ISBN 978-3-86596-138-9

ISSN 1862-6149

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2007. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Leipzig.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Vorwort

Dieses Buch erscheint aus Anlass des 65. Geburtstages von Ulla Fix. Zugunsten herausragender anderer, insbesondere textlinguistischer und kommunikationswissenschaftlicher Forschungen, zugunsten breitgefächerter Herausgebertätigkeit und Arbeit in wissenschaftlichen und administrativen Gremien hat Ulla Fix die Arbeit an einer Stilistikmonografie bisher stets zurückstellen müssen. Umso erfreulicher ist es, dass sie der Publikation ihrer für die Entwicklung der Stilistik bedeutsamen stiltheoretischen und stilpraktischen Aufsätze zugestimmt hat.

Das Buch vereint wichtige Beiträge zum Stilkonzept, wie es von der Autorin während ihrer langjährigen Forschungs- und Lehrtätigkeit an der Universität Leipzig entwickelt worden ist. Aus einer umfangreichen Publikationsliste wurde eine Auswahl getroffen, die ein möglichst umfassendes Bild des Gesamtschaffens von Ulla Fix zur Stilistik vermittelt. Es ist auf diese Weise gleichsam ein stilistisches Handbuch entstanden, das sowohl Theorie und Praxis der Stilistik als auch deren Vernetzung mit Nachbardisziplinen wie Literatur- und Kommunikationswissenschaft sowie Semiotik umfasst. Die meisten Beiträge sind zwischen 1982 und 2006 in Zeitschriften und Sammelbänden erschienen und zum Teil schwer zugänglich; zwei Texte existieren nur in verkürzten Druckfassungen.

Der 1. Teil des Buches enthält Aufsätze, die Ulla Fix' pragmatisch-semiotisches Stilkonzept erklären. Das Konzept ist sowohl sprachtheoretisch als auch literaturtheoretisch begründet und begreift Stil als vielschichtiges Phänomen: als intendiertes, wirkungsorientiertes Handeln, als semiotisches Phänomen, als gestalthaftes und ästhetisches Phänomen, als Mittel zur Hervorbringung und Stabilisierung einer Kultur sowie als Mittel sozialer Integration und Abgrenzung. Die Entwicklung dieses Stilkonzepts hat sich vor allem in der Auseinandersetzung mit Stilauffassungen des 20. Jahrhunderts vollzogen. Es schließt die Beschäftigung mit der Frage ein, wie sich Literatur- und Sprachwissenschaft zum Thema Stil – damit auch zum Thema Text – verhalten haben und verhalten.

Anhand ausgewählter Stilanalysen literarischer und nichtliterarischer Texte, die den 2. Teil bilden, lassen sich die konzeptionellen Überlegungen anschaulich nachvollziehen. Die fließenden Grenzen zwischen Sachtexten und literarischen Texten kommen hier ebenso in den Blick wie methodisch unterschiedliche

Ansätze der Text- und Stilanalyse, wie sie die Autorin in langjähriger Arbeit mit Studierenden sowie mit Praktikern erarbeitet und erprobt hat.

Im 3. Teil sind schließlich solche Beiträge zusammengestellt, in denen sich die Autorin ausdrücklich an Adressaten im universitären und schulischen Bereich wendet und sie motiviert, durch das analytische Eindringen in Texte verschiedenster Art gesellschaftlich relevantes Wissen und Erfahrungen aufzunehmen und zu vermitteln.

Das Buch richtet sich nicht nur an Fachleute, die sich sprach- und literaturwissenschaftlich mit der stilistischen Gestaltung und Wirkung von Texten beschäftigen, sondern auch an Vertreter anderer Disziplinen, die es aus unterschiedlicher Perspektive mit Texten ganz unterschiedlicher Art und ganz unterschiedlicher gesellschaftlicher Sphären zu tun haben. Über diesen Adressatenkreis hinaus sind auch sprachinteressierte Laien angesprochen, deren Interesse an Stil und Stilistik durch Alltagserfahrungen mit Texten geprägt ist.

Die Herausgeberinnen danken den Verlagen für die freundliche Erteilung der Abdruckgenehmigung. Unser ganz besonders herzlicher Dank gilt Frau Dr. Karin Timme für die Aufnahme des Buches in ihr Verlagsprogramm sowie für ihre sachkundige und hilfreiche Begleitung der Entstehung des Bandes. Nicht minder herzlich haben wir Frau Kathleen Schindler und Herrn Kai Schöne zu danken. Sie haben die Beiträge umsichtig und zuverlässig technisch bearbeitet und für den Wiederabdruck eingerichtet.

Der Verlag und die Herausgeberinnen gratulieren Frau Ulla Fix sehr herzlich zu ihrem Geburtstag und wünschen ihr weiterhin Gesundheit und Schaffenskraft.

Leipzig, im August 2007

Irmild Barz, Hannelore Poethe, Gabriele Yos

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Stilkonzept	
Prosaauflösung, Umdichtung und Interlinearversion von Dichtung. Indizien für die poetische Verwendung von Sprache	13
Unikalität von Texten und Relativität von Stilmustern	25
Vorbemerkungen zu Theorie und Methodologie einer historischen Stilistik	41
Stil als komplexes Zeichen im Wandel. Überlegungen zu einem erweiterten Stilbegriff	61
Zur Berechtigung, zu Problemen und Möglichkeiten der Stilforschung	81
Textstil und KonTextstile. Stil in der Kommunikation als umfassende Semiose von Sprachlichem, Parasprachlichem und Außersprachlichem	87
Gestalt und Gestalten. Von der Notwendigkeit der Gestaltkategorie für eine das Ästhetische berücksichtigende pragmatische Stilistik	115
Kanon und Auflösung des Kanons. Typologische Intertextualität – ein „postmodernes“ Stilmittel?	137
Die Ästhetisierung des Alltags – am Beispiel seiner Texte	151
Zugänge zu Stil als semiotisch komplexer Einheit. Thesen, Erläuterungen und Beispiele	179
“Simply two peas in the philological pod”? Der Text als das Gemeinsame von Literatur- und Sprachwissenschaft	193

Wer liebt eigentlich die Stilistik? Die Stellung der Stilistik zwischen
und neben germanistischer Sprach- und Literaturwissenschaft 211

Stilanalysen

Drei Sätze Thomas Manns. Eine stilistische Analyse 225

Stilistische Textanalyse – immer ein Vergleich? Das Gemeinsame
von Methoden der Stilanalyse – das Gemeinsame an Stilbegriffen 237

Urteile über Wörter. Kriterien für die Bewertung von Wortbildungs-
produkten in Stilistiken und Stillehren 259

Die Gedichte *satzanfang* und
Sprachvermögen Sprechenkönnen Sprichwenndukannst.
(Be)greifbare Beziehungen zwischen Linguistik und Literatur 281

An-schauliche Wörter?
Wörter im Dienste der ‚Bildhaftigkeit‘, ‚Bildlichkeit‘, ‚Bildkräftigkeit‘,
‚Sinnlichkeit‘, ‚Lebendigkeit‘, ‚Gegenständlichkeit‘ von Texten 301

Zwischen den Zeiten, zwischen den Orten, zwischen den Worten.
Johannes Bobrowskis Erzählungen. Eine Textanalyse 319

Grammatik des Wortes. Semantik des Textes.
Freiräume und Grenzen für die Herstellung von Sinn? 335

Stildidaktik

Das Wort als Zeichen im poetischen Text 361

Stilanalyse – ein Mittel der Erziehung zum Widerspruch?
Pragmastilistische Analyse eines Anweisungstextes 379

Stil gibt immer etwas zu verstehen.
Sprachstile aus pragmatischer Perspektive 393

Texte zwischen Musterbefolgen und Kreativität	409
Grenzgänger zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten – ein Thema für die Schule?	429
Textualität und Stil	445
Quellen	458

Stilkonzept

Prosaauflösung, Umdichtung und Interlinearversion von Dichtung

Indizien für die poetische Verwendung von Sprache

I.

Indem die Linguistik den Textbegriff für sich entdeckte und Wissen über den Text zusammentrug, verschob und erweiterte sich zwangsläufig der Untersuchungsbe- reich für Teildisziplinen der Sprachwissenschaft. Ich erinnere an die neuen Einsich- ten, die man im Bereich der Syntax in die Gesetze der Satzverflechtung gewann (z. B. zur Thema-Rhema-Ordnung und zur parataktischen und hypotaktischen Zu- ordnung von Sätzen).¹ Ich erinnere daran, daß in der Lexikologie/Semasiologie u. a. die synonymischen und antonymischen Beziehungen und die Relation der Über- und Unterordnung mit neuem Interesse und unter neuen Gesichtspunkten betrachtet wurden.² Ich erinnere ferner daran, daß die Wortbildung textverflech- tende Elemente in ihren Untersuchungsbereich aufnahm.³

Wie fruchtbar mußte der Textbegriff erst für die Stilistik werden. Stil ist – das ist inzwischen weithin akzeptiert – eine Eigenschaft des Textes, nicht eine Eigenschaft des Sprachsystems. In der Folge einer solchen Erkenntnis ist die Stilistik nicht mehr hauptsächlich damit befaßt, den Stilwert ausgesuchter sprachlicher Mittel zu beschreiben und zu bestimmen, sondern damit, die Verwirklichung kommunika- tiver Absichten in realen Texten und die dabei geltenden Gesetzmäßigkeiten zu un- tersuchen. Das erstgenannte Vorgehen scheint mir an sich fragwürdig zu sein: Wenn Stil erst mit dem Text entsteht, bildet sich der Wert eines Stilmittels, ja kon- stituieren sich die Stilmittel selbst erst in dem entstehenden Text. Was an Wörtern und Wortgruppen in stilistischer Hinsicht auffällt, nämlich die *Stilmarkierung*, besser die *Verwendungsbeschränkung* (z. B. gehoben, vulgär, vertraulich), kann im Kontext auf- gehoben sein, ja ins Gegenteil gekehrt werden (vgl. das Weib – mein liebes Weib).⁴ Auf dieses umstrittene Problem soll jetzt jedoch nicht weiter eingegangen werden.

¹ Siehe dazu u. a. F. Daneš, D. Viehweger (Hrsg.) (1976), *Probleme der Textgrammatik*. In: *Studia grammatica* XI. Berlin.

K. E. Heidolph, W. Flämig, W. Motsch (Hrsg.) (1981), *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Berlin.

² Siehe dazu u. a. E. Agricola (1975), *Semantische Relationen im Text und im System*. Halle/Saale.

³ Eine solche Untersuchung legte z. B. vor: M. Schröder (1978), *Über textverflechtende Wortbildungselemente*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 15 (1978), Heft 2, S. 85 ff.

⁴ W. Scherer (1888), *Poetik*. Hildesheim, New York 1975. Nachdruck der Ausgabe Berlin 1888. Scherer gibt mit großer Sicherheit Stilwerte für sprachliche Mittel an.

Der Textvergleich, der im folgenden vorgestellt werden soll, gibt Aufschlüsse darüber, daß im Lexikon einer Sprache zwar bevorzugte Verwendungsweisen sprachlicher Mittel, nicht aber Stilwerte fixiert sein können. Poetische Wirkung von Sprache kann mit den alltäglichsten Mitteln erreicht werden.⁵ Wie geschieht das?

Poetische Wirkung geht über *Angemessenheit* eines Textes hinaus. ‚Angemessenheit‘ sagt nicht mehr als ‚dem Zweck entsprechend‘. Diesen Anspruch kann durchaus auch ein Telegramm erfüllen. Poetische Wirkung ist auch mehr als die *ästhetische* Beschaffenheit eines Textes, die theoretisch jeder Text aufweisen kann, sieht man von formelhaften Texten, zu denen das Telegramm gehört, einmal ab. Was macht im Unterschied zu angemessenen und ästhetischen Texten das Besondere poetischer Texte aus?⁶ Bereits in W. Scherers historisch interessanter Abhandlung über die Poetik begegnen wir folgender Vorstellung:

Die Prosa ist das nur Angemessene, dem Bedürfnis Genügende, ohne Spiel, ohne Schmuck. Die Prosa ist das Gewöhnliche, Alltägliche; die Poesie ist das Neue, Überraschende. Metaphern, die alltäglich werden, wirken nicht mehr als solche. Das Metaphorische in der Poesie muß immer erneuert werden, da es ins tägliche Brot der Sprache übergeht.

Poesie ist gleichsam Sonntagsstaat gegenüber der Alltagskleidung.⁷

In diesem Gedankengang steckt etwas Wahres und – wie in dem Buch hin und wieder – auch etwas überraschend Modernes. Der zitierte Gedanke erinnert an M. Riffaterres Begriff der Nichtvorhersagbarkeit (unpredictability).⁸ Allerdings muß er wie das Werk Scherers überhaupt cum grano salis genommen werden. Unsere Beispiele werden das zeigen.⁹

E. Riesel, E. Schendels (1975), *Deutsche Stilistik*. Moskau, S. 34. Die Autorinnen relativieren die Stabilität von Stilwerten.

B. Spillner (1974), *Linguistik und Literaturwissenschaft, Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz, S. 115. Spillner meint: „Auch sogenannte ‚poetische‘ Lexeme sind nicht bereits im Sprachsystem poetisch, sondern können durchaus ‚unpoetisch‘, z. B. durch Kontrast ironisch, karikierend, pejorativ, witzig, archaisch verwendet werden.“

⁵ E. Riesel, E. Schendels (1975), S. 37 f.: „Alle Wörter der Sprache können, unterstützt durch Mikro- und Makrokontext wie durch andere sprachstilistische Gegebenheiten, unter bestimmten Umständen den Umwandlungsprozeß zu poetischer Lexik mitmachen, wenn sie die Gesamtidee des Dichtwerks und seinen Gesamtton mitbestimmen ...“

⁶ Vgl. dazu J. Kraus (1977), *Ästhetische Wirkungen und Wirkungsmittel der Sprache*. In: Sprachkultur - warum - wozu? Leipzig, S. 91, 94 f.

⁷ W. Scherer (1888), S. 270.

⁸ M. Riffaterre (1959), *Criteria for Style Analysis*. In: Word 15, S. 154 ff., M. Riffaterre (1960), *Stylistic Context*. In: Word 16, S. 207 ff.

⁹ Ebenso B. Spillner (1974), S. 115 f. Hier geht Spillner auf die Probleme ein, die eine Konzeption der ‚Abweichungsstilistik‘ mit sich bringt.

Der Text als Untersuchungsgegenstand hat in letzter Zeit wieder eine Beziehung zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft angebahnt, die u. a. durch die reine Systembetrachtung in der Linguistik gefährdet war. Heutzutage gibt es wieder ein Gemeinsames für Literatur- und Sprachwissenschaft – den *Text*, wenn er auch Untersuchungsgegenstand unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten ist. In einem Punkt wenigstens können sich die Interessen treffen: Die Linguistik kann der Literaturwissenschaft Beschreibungen von Texterzeugungsregeln liefern, und sie kann Analysen von Texten auf der Basis dieser Regeln geben oder ermöglichen.¹⁰ Dies dürfte eine wertvolle Zuarbeit für die literaturwissenschaftliche Betrachtung sein. Kaum jemand wird heute noch bestreiten, daß die Literaturwissenschaft, will sie eine Wissenschaft sein, auch für die Textanalyse, nicht nur für die Textinterpretation, wo sie sie in verschiedener Form schon besitzt, klare, objektive Kriterien braucht. Nun gründet sich die ästhetische oder gar die poetische Beschaffenheit eines Textes nicht allein auf seine sprachliche Gestaltung; man ist sich heute einig, daß dazu mindestens auch die inhaltliche Geordnetheit des Textes sowie die Haltung und Subjektivität des Autors gehören,¹¹ aber sie realisiert sich in sprachlicher Gestalt. Grundsätzliches ist daher von der Linguistik allein nicht zu erwarten, wohl aber kann sie methodische Unterstützung geben.

Es ist aufschlußreich, daß in letzter Zeit die Möglichkeiten der Sprache zunehmend reflektiert werden. Schriftsteller, Übersetzer, Linguisten äußern – je nach den Umständen – ihr Vertrauen in die Sprache oder ihren Zweifel an den Möglichkeiten der Sprache, oder sie führen ihre Experimente mit Sprache vor.

Im folgenden sollen unter dem Gesichtspunkt des Poetischen eine Interlinearversion der ersten Strophe des „Abendliedes“ von Matthias Claudius – Ergebnis eines solchen sprachlichen Experiments – und die Originalstrophe verglichen werden. Die Gegenüberstellung dieser beiden Texte wird ergänzt durch eine Umdichtung und eine Prosaauflösung dieser Liedstrophe sowie durch andere Originaltexte mit ihren Versionen. Diese Textsammlung könnte von Wert sein, weil sie Vergleiche zwischen Original und jeweiliger neuer Version und auch Vergleiche zwischen den neuen Versionen erlaubt.

¹⁰ Vgl. dazu I. Rosengren (1983), *Textbezogene Sprachwissenschaft und poetischer Text*. In: Germanistik 1/1983, S. 53 ff.

¹¹ Das wird übrigens schon bei W. Scherer (1888) S. 7 angedeutet.

II.

Matthias Claudius

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar,
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Der Lyriker und Übersetzer R. Kirsch hat in seinem Buch „Das Wort und seine Strahlung“¹² eine Interlinearversion dieser Strophe vorgestellt, an der er die Schwierigkeiten der Übersetzung poetischer Texte abhandelt. Diese Interlinearversion strebt also nicht nach Ausgefeiltheit, sie soll einen des Poetischen entkleideten Text vorstellen:

Der Mond ging auf,
goldene Sternchen glänzen prächtig
hell und klar am Himmel;
während der Wald schwarz dasteht und
schweigt,
erhebt sich aus den Wiesen
weißer Nebel wie ein Wunder.

Zu diesem Text sagt R. Kirsch, daß er eigentlich „oft gebrauchte Floskeln, die eine Art Wetterbericht ergeben“, enthält. „... Wortfolgen erweisen sich als poetisch erst in einem Kontext, der sie als poetisch zu lesende annonciert: *es gibt keine besondere Sprache der Poesie, sondern nur poetisch verwendete Sprache.*“¹³

H. Broch unternimmt in seinem Aufsatz „Einige Bemerkungen zur Philosophie und Technik des Übersetzens“¹⁴ den Versuch, die erste Strophe des Claudiuschen Abendliedes einer Korrektur zu unterziehen, also eine „Verballhornung ins Korrekte“ vorzunehmen, wobei er das Gedicht gezielt zerstört.

¹² R. Kirsch (1976), *Das Wort und seine Strahlung*, Berlin. Weimar. S. 8.

¹³ Ebd. S. 27 u. 112: Begriff der ‚Vieldeutigkeit‘.

¹⁴ H. Broch (1955), *Einige Bemerkungen zur Philosophie und Technik des Übersetzens*. In: Dichten und Erkennen. Gesammelte Werke. Essays. Bd. 1. Zürich. S. 277 ff., S. 291.

Der Mond ist aufgegangen,
Am Himmel droben prangen
Golden die Sternenhaut;
Der Wald steht still und schweiget
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel auf.

Der Lyriker F. Fühmann gibt uns – auf der Suche nach dem Poetischen – eine Prosaauflösung.¹⁵

Nehmen wir das Abendlied, nehmen wir's Zeile für Zeile, und wir werden zu unserem Erstaunen nichts finden, was wir nicht schon längst gewußt oder gekannt hätten. Da wird unter dem Titelhinweis, daß es sich um den Abend handelt, festgestellt, daß der Mond aufgegangen ist, daß Sternlein hell und klar am Himmel prangen und daß diese Sternlein golden sind, daß da, wo sich dieser Vorgang abspielt, ein Wald steht, daß dieser Wald zu dieser Zeit schwarz ist und keine Laute mehr aus ihm dringen und daß aus Wiesen, die wir uns wohl dem Wald vorgelagert zu denken haben, weißer Nebel steigt ...

Schon bei W. Scherer¹⁶ und G. Th. Fechner¹⁷ findet man den Hinweis auf eine Prosaauflösung, die den Unterschied zum poetischen Ausgangstext deutlich macht. Es ist H. Düntzers Paraphrase zu Goethes „An den Mond“.¹⁸

An den Mond

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh' und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit.

¹⁵ F. Fühmann (1975), *Das mythische Element in der Literatur*. In: *Erfahrungen und Widersprüche. Versuche über Literatur*. Rostock, S. 153.

¹⁶ W. Scherer (1888), S. 199.

¹⁷ G. Th. Fechner (1897), *Vorschule der Ästhetik*. 1. Teil. Leipzig, S. 51.

¹⁸ H. Düntzer (1876), *Goethes lyrische Gedichte. Erläutert von Heinrich Düntzer*. 2. Bd. Leipzig, S. 157.

„In den drei ersten Strophen spricht der am Ufer des Flusses wandelnde Dichter die Wirkung des Busch und Thal in der Ferne und die ganze nähere Umgebung wieder mit seinem Glanze erfüllenden Mondes auf seine Seele aus, die aus ihrer Starrheit gelöst und mit der Erinnerung an die hier genossene Vergangenheit erfüllt wird. Hier in der völligen Einsamkeit klingt in seiner durch den Mondschein aufgeschlossenen Seele seine ganze Vergangenheit nach, und so fühlt er sich bald heiter, bald traurig gestimmt.“

Zum Abschluß der Textsammlung möchte ich zwei ohne Bezug aufeinander entstandene Textversionen ähnlichen Inhalts vorstellen. Beachtenswert scheint mir, daß diese beiden völlig unabhängig voneinander und nicht als Umformung des einen durch den anderen entstandenen Texte große Ähnlichkeit aufweisen, die vom Stoff bestimmt wird, daß sie aber auch besonders deutliche Unterschiede zeigen. Es handelt sich um das Gedicht „Weltende“ von Jakob van Hoddis¹⁹ und um einen Text aus einem Schulbuch zur Heimatkunde.²⁰

Weltende

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei,
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei,
Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Windstärke

starker Wind
starke Äste großer Bäume schwanken
hin und her,
große Fahnen flattern im Wind,
es ist schwer, den Regenschirm zu halten,
Hüte fliegen vom Kopf.

¹⁹ J. van Hoddis, *Weltende*. In: Gesammelte Dichtungen. (Hrsg. P. Pörtner) (1958). Zürich.

²⁰ *Heimatkunde*. Berlin 1978. S. 181.

Sturm

Bäume stürzen um,
Äste und Zweige brechen ab,
Ziegel fallen vom Dach.
Das gehen gegen den Wind fällt uns schwer.

III.

Betrachten wir nun den Originaltext und die Kirschsche Version der ersten Strophe von „Der Mond ist aufgegangen“: Was ist es, was Claudius’ Lied, „eines der einfachsten der Weltliteratur“²¹ von seiner Umformung so deutlich abhebt? Was macht es poetisch?

Eine exakte Analyse der ersten Strophe im Original und der Interlinearversion von R. Kirsch, die ich jedoch nicht in allen Details vorführen will, die aber nach den verschiedensten Gesichtspunkten (lautliche Gestalt, Syntax, Wortwahl, thematischer Aufbau, Textstruktur) Schritt für Schritt bis zum Detail vorgenommen wurde, gibt aufschlußreiche Resultate. Parallel zu dieser Analyse fand eine ständige immanente Auseinandersetzung mit den Analysen L. Spitzers²² und H. Brochs²³ zu dem gleichen Lied statt, mit Analysen, die sehr aufschlußreich sind, unserem an Stil und Text orientierten Ansatz jedoch gar nicht (H. Broch) oder nur teilweise (L. Spitzer) entsprechen.

Überprüft man den Wortschatz der beiden Fassungen der ersten Strophe in den einschlägigen Wörterbüchern²⁴ nach Stilmarkierungen, so bestätigen die Resultate den spontanen Eindruck, den man beim ersten Lesen gewinnt: Es wurden sehr einfache Wörter verwendet, die fast durchgehend ohne Stilmarkierung im Wörterbuch verzeichnet sind. Einig sind sich alle fünf zu Rate gezogenen Wörterbücher, daß golden ‚gehoben‘/‚dichterisch‘, ‚figürlich‘/‚übertragen‘ sei. Die Unsicherheit gegenüber dem Phänomen der stilistischen Markiertheit spiegelt sich auch in der Vielfalt der Bezeichnungen für dieselbe Erscheinung wider. Sehen wir davon ab, das

²¹ H. Broch (1955), S. 287.

²² L. Spitzer (1969), *Matthias Claudius’ Abendlied*. In: *Texterklärungen. Aufsätze zur europäischen Literatur*. München, S. 176 ff.

²³ H. Broch (1955), S. 277 ff.

²⁴ R. Klappenbach, W. Steinitz (Hrsg.) (1974), *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin. G. Wahrig (Hrsg.) (1975), *Deutsches Wörterbuch*. Gütersloh. Berlin. München. Wien. *Der Große Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache*. (1971), Mannheim. DUDEN. *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden*. (1976). Mannheim. G. Wahrig, H. Krämer, H. Zimmermann (Hrsg.) (1980), *Brockhaus-Wahrig, Deutsches Wörterbuch*. Wiesbaden. Stuttgart.

Problem der Stilmarkiertheit erneut zu diskutieren, und halten wir nur fest, daß sich bei dem Wort das Gefühl einer Verwendungsbeschränkung ‚gehoben‘ einstellt. Bei prangen kommt nur das Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache zu der Kennzeichnung ‚gehoben‘, alle anderen Wörterbücher verzeichnen Unmarkiertheit. Die Fassung von M. Claudius enthält keine weiteren markierten Wörter. In der Fassung von R. Kirsch ist neben golden auch das Verb sich erheben vom Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache und vom Großen Duden, Stilwörterbuch als ‚gehoben‘ angegeben.

Diese wenigen und durchaus nicht von allen Wörterbuchherausgebern einheitlich empfundenen Markierungen sind unerheblich im Verhältnis zur Gesamtwortmenge. Zudem ist zu bedenken, daß das einzige von allen als markiert bezeichnete Wort golden an anderer Stelle als „banal und nahe dem Kitsch“²⁵ – das ist auf diesen Kontext bezogen – empfunden wird: Dies scheint mir ein Indiz zu sein für die Tatsache, daß sogenannte ‚Gehobenheit‘ nicht automatisch Poetizität bewirkt. Sie kann ganz im Gegenteil zu Banalität und zu Geschmacklosigkeit führen. Die Zeile in unserem Text übersteht diese Gefährdung durch das expressive Wortbildungsmittel -lein²⁶, das sie über das Banale hinaushebt.

Bei der exakten Wort-für-Wort-Analyse fällt ein anderer Umstand auf, der aus meiner Sicht mehr Bedeutung hat: Für einige Schlüsselwörter geben die Wörterbücher ziemlich einhellig mehrere Bedeutungsvarianten – und diese in annähernder inhaltlicher Übereinstimmung – an. Das betrifft schwarz, stehen, weiß und wunderbar. Es fällt bei allen diesen Wörtern schwer zu entscheiden, welche der Bedeutungsvarianten vom Autor gemeint sein könnte. Es ist viel wahrscheinlicher, daß die Bedeutung der Wörter schwebend sein soll, andere Interpretationsmöglichkeiten zulassen soll. (Auf das Schwebende in der Wortbedeutung werden wir später zurückkommen.) Man assoziiert in unserem Kontext bei schwarz sowohl Farblosigkeit als auch Dunkelheit als auch das Böse und Unheimliche. Und man denkt bei stehen an aufrechte Haltung und gleichzeitig an Bewegungslosigkeit, ja sogar an Starrheit. Weiß ruft die Vorstellung von Farblosigkeit, aber auch von hellster Farbe und damit von Helligkeit an sich hervor. Bei wunderbar werden wenigstens zwei Empfindungen geweckt: so schön oder so unglaublich wie ein Wunder sein; vielleicht auch: Überraschung, Staunen hervorrufend. Das Schwebende, Unbestimmte wird mit diesen ganz einfachen, alltäglichen Wörtern auch auf andere Wei-

²⁵ L. Spitzer (1969) S. 180.

²⁶ W. Fleischer (1976), *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig, S. 180.

se ausgedrückt: hell und klar und wunderbar sind in ihren Bezügen – syntaktisch und daher auch satzsemantisch – nicht eindeutig bestimmbar. Es bleibt in der Schwebe, ob sie sich als Adverbialbestimmung auf das Prädikat oder als nachgestelltes Attribut auf einen nominalen Ausdruck beziehen. Man denkt jedenfalls beide möglichen Bezüge, mehr oder weniger bewußt.

Während bei prangen wie auch bei hell und klar die dem Inhalt beigegebene Wertung eindeutig positiv ist, bleibt sie bei schwarz, weiß und wunderbar uneindeutig, ebenso wie die Inhalte der Wörter uneindeutig – also offen für Assoziationen – sind.²⁷

Die gegenübergestellten Farbbezeichnungen und verwandte Ausdrücke gehören zu zwei Topikketten, die sich ebenfalls gegenüberstellen lassen:

1. Mond – aufgehen – golden – Sternlein – prangen – Himmel – hell – klar = Himmel, Himmelskörper

OBEN

2. Wald – schwarz – dastehen – schweigen – Wiesen – steigen – weiß – Nebel – wunderbar(?) = Erde, Naturerscheinungen

UNTEN

Wunderbar in der zweiten Kette fällt aus der Reihe, weil es das einzige Wort ist, das nicht vorrangig beschreibend, sondern wertend ist. Alle Wörter außer schweigen sind in ihrer Bedeutung bzw. in ihren Bedeutungsvarianten direkt verwendet. Schweigen hat übertragene Bedeutung, die zusammen mit schwarz den Eindruck des Unheimlichen hervorruft.

Mustert man die Topikketten, so zeigt sich Zusammengehörigkeit darin, daß sie Gegensätzliches und gleichzeitig Zusammengehöriges ausdrücken: OBEN und UNTEN. Das Klare, Helle herrscht im Oben, das Unklare, Farblose im Unten.

Die Wörter, die die Topikketten bilden, sind tatsächlich, sieht man von golden und prangen ab, alltägliche Wörter, die ihren Wert nicht durch die Zugehörigkeit zu einer Stilschicht haben, sondern durch ihren Inhalt und als überkommener Besitz der deutschen Sprache. Diese schlichten Wörter – nehmen wir Mond, Stern, Himmel, Wald, Wiese, Nebel – sind innige, mit altvertrauten Inhalten gefüllte Wörter, die Assoziationen zu Geborgenheit, aber auch zu Gefährdung wecken können. Bei F. Fühmann heißt das: „gefährdete Trautheit“ und „traute Gefähr-

²⁷ Vgl. zu Farbassoziationen G. Th. Fechner (1897) S. 224 ff. Fechner meint, daß schwarz und weiß keinen Farbreiz haben, daß sie sehr verschieden und sehr gleich wirkend seien. Beide Farben „in großen Massen“ erwecken nach Fechner den „Eindruck der Oede“.

dung“. „... dieser schwarze, schweigende, reglose Wald ist beides: Anheimelung und Schrecken, und schon das Wort ‚Wald‘ ist beides zugleich. Noch die geringste Partikel und Konjunktion aller Sprachen ist solcherart durchtränkt mit Erfahrung von Jahrtausenden ...“²⁸ Welche der Erfahrungen im Text assoziiert werden, liegt am jeweiligen Kontext. In unserem Fall werden alle möglichen Assoziationen wachgerufen; darin liegt der Reiz der Schweben, der den Text auszeichnet. Die überlieferten gegensätzlichen Vorstellungen, die sich mit den Wörtern verbinden und die in dem vorliegenden Text in ihrer Gegensätzlichkeit erhalten bleiben, tun ihre Wirkung.

Hinzu kommt, daß dieses ‚Abendlied‘ genannte feierliche Gedicht zugleich einen fast kindlichen Ton hat, der aber nie das Kitschige oder Rührselige streift. Feierlichkeit und Kindlichkeit gleichzeitig – das wird möglich durch die Verwendung dieser schlichten Wörter. Signal für die Kindlichkeit des Textes ist das Wort Sternlein, genauer das Suffix -lein in Verbindung mit dem Substantiv Stern. W. Fleischer bezeichnet das Suffix als „expressiv“, „gehoben“, „altertümelnd“²⁹. Letztere Klassifizierung mag wegfallen bei einem Gedicht, das im 18. Jh. entstanden ist. „Expressiv“, „gehoben“ würde ich für unseren Text gern spezifizieren mit L. Spitzers Bezeichnung „das märchenhafte und kindliche Diminutiv“³⁰, dessen Kombination mit Stern aus der pietistisch-protestantischen Literatur stammt. Sternlein könnte die Leseerwartung auf einen kindlichen und zugleich feierlichen Text lenken.

Um diese Betrachtung weiterzuführen, muß die Syntax des Textes untersucht werden. Schlichtheit herrscht auch hier: asyndetische Aneinanderreihung von Aussagen. Die einzige Konjunktion, die verwendet wird, ist folgerichtig die allerüblichste und allereinfachste, nämlich und, das den Abschluß der Aufzählung ankündigt – mehr nicht. Daß die Aussagen nebeneinanderstehen, ist von doppelter Wirksamkeit: der Text klingt einfach und zugleich durch im Unbestimmten schwebende Beziehungen vielschichtig. Man vergleiche dazu das überflüssige, weil nichtssagende, aber den Rhythmus störende während in Kirschs Fassung.

Schlichtheit und Kindlichkeit stellen sich auch durch den Gebrauch des Perfekts als Erzähltempus im ersten Satz her. Feierlichkeit jedoch wird signalisiert durch die

²⁸ Vgl. F. Fühmann (1975), S. 272 f.

²⁹ W. Fleischer (1976), S. 180.

³⁰ L. Spitzer (1969), S. 180.

Formen schweiget und steigt, die in ihrer Altertümlichkeit die Verbindung von kindlich und feierlich herstellen.

Jedem aufmerksamen Leser oder gar Hörer wird auffallen, daß es im zweiten, ‚irdischen‘ Teil der Strophe eine Häufung des anlautenden w-Lauts gibt: sechs /w/ und /schw/, außerdem vier /sch/, /st/, /schw/. Ich neige dazu, L. Spitzer zuzustimmen, der hier etwas Geheimnisvolles angedeutet findet.³¹

Betrachtet man die Kommunikationsstrategie dieser Strophe, geht man also zur illokutiven Ebene über, findet man eine Folge von Teilmitteilungen, die eine Mitteilungseinheit bilden. Die Teilmitteilungen informieren über gleichzeitige Vorgänge und Zustände: der Mond ist aufgegangen, die Sternlein prangen, sie sind golden, der Himmel bzw. das Prangen ist hell und klar(?), der Wald steht, er ist/steht schwarz, er schweiget, aus den Wiesen steigt Nebel, der Nebel ist weiß, das/der Nebel ist wunderbar(?). Alle diese Teilmitteilungen ergeben zusammen die Mitteilungseinheit: (es ist) Abend.

Die Thema-Rhema-Folge der Teilmitteilungen folgt dem Prinzip der größten Einfachheit, Unauffälligkeit: Das Bekannte steht in jeder Teilmitteilung am Anfang, nur die abschließende Teilmitteilung durchbricht dieses Prinzip. Die Bekanntheit wird vor allem angezeigt (oder auch „vorgetäuscht“) durch die Verwendung des bestimmten Artikels: der Mond, die goldnen Sternlein, der Wald, der weiße Nebel. R. Kirschs Umformung zeigt, daß das nicht so sein muß: goldne Sternlein, weißer Nebel. Aber der Unterschied wird auch sofort deutlich: Wörter und Vorstellungen, die neu eingeführt werden, also aus der Textperspektive noch nicht bekannt sein können, wirken durch den bestimmten Artikel vertraut, wie alte Bekannte, die sie ja auch teilweise sind und als die sie teilweise gelten sollen, obwohl sie es nicht sind – wieder eine Doppeldeutigkeit.

Parallelismus im Satzbau, Nebeneinanderstellung der Sätze, strenge Gleichmäßigkeit der Thema-Rhema-Besetzung – all dies ergibt textstrukturell eine unverbundene Nacheinandersetzung von gleichzeitigen Handlungen und Zuständen. Das Hintergrundwissen dafür kann bei jedem vorausgesetzt werden, die konjunktionale Verknüpfung zum Herstellen von Zusammenhängen scheint daher tatsächlich entbehrlich.

Bringt man diese Beobachtungen mit allen vorangegangenen in Verbindung, kommt man auf den Nenner „Verdichtung“, die sowohl auf der Textebene als auch

³¹ L. Spitzer (1969), S. 182.

auf der syntaktischen und lexikalischen/semantischen Ebene vollzogen wurde. Verdichtung soll heißen: Nur das Allernotwendigste und Allereinfachste wird gesagt. Durch ganz wenige „Kunstgriffe“ wie z. B. Unklarheiten in syntaktischen Bezügen, aber klare Parallelismen im Satzbau bildet sich eine zweite Wirkung: Unbestimmtheit, Schweben. Sie entsteht freilich vor allem durch die einfachen, aber in ihrer Einfachheit nicht eindeutigen Wörter, die Claudius verwendet. Vergleichen wir R. Kirschs Fassung mit der von M. Claudius, so finden wir einige Änderungen im Wortschatz (glänzen, prächtig, dastehen, sich erheben, wie ein Wunder), dazu Wechsel im Tempus (Präteritum statt Perfekt im ersten Satz), Änderung des Suffixes in Sternlein zu Sternchen, Änderung der syntaktischen Struktur (keine Parallelismen mehr), Wechsel in der Thema-Rhema-Besetzung, Eliminieren des bestimmten Artikels bei Sternchen und weißer Nebel, Änderung der Wortlängen und des Rhythmus – alles scheinbar Kleinigkeiten, die insgesamt den Zustand von Verdichtung – Schweben – Schlichtheit jedoch zerstören.

Bei M. Claudius begegnet uns also nichts Auffälliges, kein „Sonntagsstaat“ im Sinne G. Th. Fechners, wohl aber ein Zusammenwirken aller Elemente in einem Sinn: Schaffung dieses Schwebezustands zwischen einfach und mehrdeutig, klar und verschwommen, vertraut und bedrohlich. „... jedes Wort wird zum Zauberwort in jenem Verein, der Wörter zu Dichtung zusammenfügt. Ein jedes Wort ist ganz alltäglich, und jedes kann gänzlich Geläufiges sagen, doch in jedem Wort lebt auch das Uralte, und das Geheimnis des lebendigen Feuers und Wassers ...“³²

Die Wirkung dieses Textes liegt nicht in der Präzision seiner Mittel, sondern in seiner inneren Ordnung und Struktur. Alles bezieht sich aufeinander, nichts könnte man wegnehmen, ohne diese Ordnung zu zerstören. Die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit gibt dem Leser aber die Möglichkeit, dieser wohlgefühten Ordnung, ohne sie zu beschädigen, etwas Eigenes, seine Gedanken und Gefühle hinzuzufügen.

Mehrdeutigkeit und Dichttheit in größter Einfachheit, erreicht durch schlichteste sprachliche Mittel, bewirken die Poetizität dieser Liedstrophe.

³² F. Fühmann (1975), S. 213.

Unikalität von Texten und Relativität von Stilmustern

Die Unikalität der Sprachgestalt ist eine notwendige, sich zwangsläufig herstellende und teilweise auch bewußt angestrebte Eigenschaft von Texten. Sie wird in der Tradition funktional-stiltheoretischer Betrachtungsweisen – wie alles, was den Anteil des Individuellen am Stil betrifft – vernachlässigt. Da mit Recht in jüngster Zeit immer wieder auf die Bedeutung des Individuellen für Stil hingewiesen wird (LERCHNER 1980; MICHEL 1982; SANDIG 1984), sollte auch dem Begriff der ‚Unikalität‘, der an den des ‚Individuellen‘ gebunden ist, mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden. Anliegen dieses Beitrags ist es, den Zusammenhang zwischen Stil und Unikalität und die differenzierten Beziehungen zwischen Unikalität und Musterbefolgen zu beschreiben.

1. Unikalität von Texten und Stil

Texte werden von Individuen oder Gruppen von Individuen gemacht. Stilistisches Handeln ist Textherstellung im Sinne der konkreten, vom Individuum vollzogenen Umsetzung von Voraussetzungen und Bedingungen der Kommunikation in Textrealität. Der Prozeß des Textherstellens, stilistisches Handeln inbegriffen, wird also in individueller Brechung realisiert. Anders gesagt: Stilistisches Handeln, auf situative und funktionale wie auf individuelle, personal gebundene Umstände bezogen, führt zwangsläufig zur Unikalität des Textes; es geschieht zwangsläufig durch Unikalisieren (vgl. VAN DIJK 1980). Das wird deutlich an der Tatsache, daß sich Texte (von Grenzfällen wie Formularen abgesehen) nicht wiederholen. „Texte müssen unter Berücksichtigung wechselnder individueller, psychischer, situativer, historischer etc. Rahmenbedingungen immer wieder neu hergestellt werden“ (ANTOS 1982, 119). Selbst Texte, die unter annähernd gleichen situativen Bedingungen produziert werden, sind mehr oder weniger unikal. LERCHNER (1980, 50) stellt fest, daß „eine sprachlich-stilhafte Äußerung immer notwendig eine individuelle Leistung“ ist. Was nun hat das Individuum bei der Textherstellung zu leisten? Wie also entsteht Unikalität? Drei Gesichtspunkte sollen bei der Beantwortung dieser Fragen eine Rolle spielen: 1) die subjektiven Gegebenheiten des kommunizierenden Individuums, 2) die objektiven Faktoren, die sich aus dem Charakter der Sprache und des kommunikativen Handelns ergeben, 3) das Umgehen des Individuums mit subjektiven Gegebenheiten und objektiven Faktoren.

1) Da Sprachgestaltung von Individuen vollzogen wird, gehen subjektive Gegebenheiten in den Prozeß sprachlichen Handelns und in dessen Resultat, den Text, ein. Stil informiert demnach als Rezeptionsvorgabe nicht nur über die objektiven Faktoren des Handelns, sondern auch über die Eigenheiten des handelnden Individuums, über das Individuum als Produzent. Zu den subjektiven Faktoren gehören Sprachwissen (LERCHNER 1980), Spracherfahrung, Einstellungen als individuelle Annahmen und Erwartungen, vermittelt über Sprachbewußtsein, Sprachgefühl und Geschmack (FIX 1986a), Verfügen über ästhetische Möglichkeiten (FIX 1986b), Wertungswissen im Sinne von Wertungskriterien und Wertvorstellungen (FIX 1988). Zu ergänzen sind Fähigkeiten wie Toleranz im Sinne von Beweglichkeit beim sprachlichen Handeln (LOMPSCHE 1975, 36), wie das Vermögen zum Ausschreiten von Ermessungsspielräumen (VÖLZING 1979) und wie Phantasie im Umgang mit sprachlichen Mitteln (LERCHNER 1987). Nicht näher eingegangen werden kann auf zufällige, nicht fest an das Individuum gebundene Gegebenheiten wie Wachheit, Müdigkeit, Lust, Unlust, Variationsbedürfnis, Routinebedürfnis – Gegebenheiten, die nicht verallgemeinerbar sind, jedoch nicht vernachlässigt werden dürfen, da auch sie die einmalige Situation des Individuums prägen. Anders aber als die allgemein erwartbaren Gegebenheiten, die nur in der Art oder im Grad des Erscheinens nicht vorhersehbar sind, können diese im Sinne der Dialektik von Zufall und Notwendigkeit vorhanden sein oder auch fehlen. „... Kein Mensch verhält sich genauso wie ein anderer und spricht so wie ein zweiter“ (FUNK-KOLLEG II 1975, 195). Selbst wenn der Produzent sich gezielt auf objektive Gegebenheiten einstellt, was er normalerweise – in unterschiedlichem Maße – auch tut, da er sich erfahrungsgemäß für seine Produkte verantworten und andernfalls Sanktionen befürchten muß, tut er das doch nur relativ geschickt, intensiv und vollständig – je nach dem Grad seines Könnens, je nach seinen Erfahrungen und Einstellungen, je nach seinem Vorrat an Mitteln, je nach seiner Fähigkeit zur Toleranz und Phantasie. Und er tut es nach den von ihm übernommenen Wertvorstellungen und nach den von ihm akzeptierten Wertungskriterien. Dies alles geschieht im Rahmen zufälliger Bedingungen. Das Problem des Produzenten besteht eben darin, sein subjektiv begrenztes Vermögen mit objektiven Gegebenheiten in Übereinstimmung zu bringen. In der Regel kann er sich den objektiven Gegebenheiten nicht völlig anpassen, und er tut es nie auf die gleiche Weise wie ein anderer Produzent. Schon aus diesen Gründen muß ein unikaler Text entstehen, an dem sich objektive und subjektive Bedingungen und Faktoren des Handelns an der Art und am Grad ihrer

Erfülltheit, nicht aber anderes, Zufälliges ablesen lassen. Nach WIENOLD (1971, 57) besteht die Einzigartigkeit des Textes in der Einzigartigkeit von Faktoren, nicht von Mitteln.

2) Objektive Gegebenheiten des sprachlichen Handelns existieren im Kode, nämlich Normen und sprachliche Mittel, und in psychischen Dispositionen, nämlich gruppengebundene Annahmen und Erwartungen. Damit stehen drei Problemkomplexe in Zusammenhang:

– Der Kommunizierende hat kein Normengefüge im Sinne einer Matrix (HARTUNG 1985) zur Verfügung. Er muß also selbständig, schöpferisch mit Normen, auch mit solchen der Äußerungsqualität (HARTUNG 1977) umgehen können.

– Es gibt keine 1:1-Beziehung von Mittel und Zweck im System sprachlicher Mittel. Die Suche des geeigneten Mittels ist daher ein wichtiger Schritt beim Formulieren.

– Annahmen und Erwartungen können als individuelle und als gruppengebundene Dispositionen auftreten. Der dabei möglicherweise entstehende Konflikt durch unterschiedliche Annahmen und Erwartungen der Kommunikationsteilnehmer muß gelöst werden. Dabei kann die Enttäuschung gruppengebundener Erwartung durchaus auch zu Unikalität führen. Auch die genaueste Beachtung der Voraussetzungen und Bedingungen der Kommunikation durch den Kommunizierenden, auch das vollständigste Normwissen allein genügen nicht. Kommunikatives Können umfaßt mehr als strikte Normbefolgung und konventionalisierte Mittelverwendung. Der Produzent muß vielmehr die Fähigkeit besitzen, Mittel zu finden, mit Normen schöpferisch umzugehen, sich auf Erwartungen flexibel einzustellen, Erwartungen also durchaus – aus Gründen – auch einmal zu enttäuschen. Mit anderen Worten: Der Produzent muß einen Problemlöseprozeß (NEUMANN 1979; ANTOS 1982) vollziehen.

3) Das Individuum schafft unikale Lösungen, indem es folgende Probleme zu lösen versucht:

– Das Individuum muß seine subjektiven Gegebenheiten den objektiven Bedingungen möglichst gut anpassen. Das wird z. B. besonders dann erforderlich sein, wenn sein kommunikatives Wissen nicht ausreicht, wenn ihm Erfahrung fehlt, wenn er inadäquate Erwartungen hat. Die Lösung dieses Problems kann nur in der Erweiterung des Wissens, im Erwerb von Erfahrung und der Korrektur von Erwartungen liegen, also auf einer metakommunikativen Ebene.

– Das Individuum muß objektiven Bedingungen gerecht werden, die in sich selbst Probleme bergen – Erwartungsprobleme, Such-und-Finde-Probleme und Normprobleme. Erwartungsprobleme objektiver Natur bestehen z. B. darin, daß es unterschiedliche gruppengebundene Erwartungen für eine bestimmte Kommunikationssituation geben kann. Welche Erwartung ist adäquat? Welche entspricht der jeweiligen Textsorte? Wie verhält sich der einzelne zu der Tatsache unterschiedlicher Erwartungen? Hier zeigt sich ein über sprachliche Kommunikation hinausgehendes Problem – das der gesellschaftlichen Bildung und Erziehung, die auch die Erziehung zu bestimmten Erwartungen umfassen müßte. Sprachkritik und sprachkulturelle Bemühungen müssen hier ansetzen.

– Such-und-Finde-Probleme berühren die strittige Frage der Wahl. Kann man wirklich so frei innerhalb der sprachlichen Mittel und Normen wählen, wie in der Stilistik allgemein angenommen wird? Hat der Sprachteilnehmer wirklich einen Vorrat an Mitteln bereit, aus dem er das am besten geeignete nur herauszugreifen braucht? Sollte man nicht eher vom Suchen und Finden der für einen bestimmten Zweck geeigneten Mittel sprechen? Ist die Wahl nicht von sehr vielen Faktoren wie Situation, Normen, personale Bedingungen, Thema, Intention stark eingeeengt?

– Auf Normprobleme soll im folgenden genauer eingegangen werden. Ein unikaler Text ist Resultat eines Problemlöseprozesses; das bezieht den Umgang mit Normen ein. Auch dabei gibt es eine individuell-schöpferische Komponente. Die Gründe dafür sind vielfältig: Normbestimmende Faktoren sind unterschiedlich gemischt und gewichtet (SCHWARZ 1977); es gibt keine Matrix von Normen, die einfach abzarbeiten wäre, um einen angemessenen Text zu erzeugen (HARTUNG 1977); akzeptierte Abweichungen (HARTUNG 1977) und bewußtes Übertreten und Relativieren von Normen (TECHTMEIER 1977) sind möglich; schließlich muß man auch mit dem Nichtgenügen von Normen und mit normlosen Situationen (TECHTMEIER 1977) rechnen. Die Komplexität der Bedingungen und Voraussetzungen der Kommunikation und die Eigenschaft von Normen, nicht absolut und lückenlos zu sein, machen problemlösendes Handeln erforderlich. COULMAS (1977) weist auf beides hin. Er betont sowohl die Wichtigkeit der Sprechsituation für den Rezipienten als auch die Tatsache, daß Konventionelles, Geordnetes (Genormtes) nicht ohne Konventionalisierungsbedürftiges, Ungeordnetes (Nichtgenormtes) denkbar ist. Indem ANTOS (1982) diese Gedanken aus dem rezeptionsbezogenen in einen produktionsbezogenen Zusammenhang stellt und speziell auf das Formulieren bezieht, lassen sich die Gesichtspunkte spezifizieren. Problemlösen bedeutet nun das Bilden

von Formulierungszielen, das Suchen und Finden von Mitteln und schließlich die Tatsache, daß Formulieren durchaus nicht vom Konventionellen, sondern im Gegenteil vom Noch-nicht-Konventionellen geprägt ist. Alles konventionell Gewordene entsteht nach ANTOS (1982) aus nicht-konventionalisierten Situationen.

Die Spezifik des Problemlösens bei der Stilbildung läßt sich hieraus ableiten:

– Stilistisches ist bezogen auf Situationen, d. h. auf die Komplexität aller Bedingungen der Kommunikation, die jeweils neu und spezifisch ist. Das hat zur Folge, daß alle Normentscheidungen und -modifikationen abhängig von diesem Bedingungsgefüge, also auch jeweils neu, zu erfolgen haben. Dabei muß die Lösung aller objektiv gegebenen Erwartungs-, Such-und-Finde- und Normprobleme vom kommunizierenden Individuum, also in subjektiver Brechung, bis zu einem endgültigen Zustand – der Bildung der Textoberfläche – geführt werden.

– Die Bildung eigener Konventionen aus Nichtkonventionellem, die ANTOS (1982) generell beschreibt, betrifft im Rahmen der Stilbildung die Schaffung innertextueller Normen (vgl. MICHEL 1983), das Setzen, Entwickeln, Befolgen und möglicherweise auch Verletzen selbstgebildeter Textnormen. Das hat die Herausbildung einer spezifischen Intertextualität zur Folge. Die Realisierung innertextueller Normen erfolgt im Rahmen intertextueller Normen oder auch im Widerspruch zu ihnen. Konventionen können daher zwar Grundlage für problemlösendes Handeln, niemals aber alleinige und strikt zu befolgende Anweisungen sein.

Für die beschriebene Komplexität des Stilbildens reicht der Norm- und Konventionsbegriff nicht aus. Besser geeignet für das Erfassen stilistischen Handelns und das Beschreiben der Resultate von Stilbildepzessen ist der Begriff ‚Muster‘, der neben dem Normierenden, dem Element der Handlungsanweisung, auch das Ausschreiten von Ermessensspielräumen (VÖLZING 1979) und die Vorstellung des Prototypischen, des exemplarischen Orientierungsmodells (MICHEL 1986) einbezieht. Im folgenden soll daher, wo es um Konventionen geht, mit dem Begriff des ‚Musters‘ gearbeitet werden.

SANDIG (1986, 148) betrachtet Stil als Handeln im Verhältnis von individueller Leistung, als Resultat des Unikalisiereus, zu konventionsgebundener Leistung, als Resultat des Typisierens. Unter Typisieren versteht sie (1984, 1986), daß Handlungen nach Vorgaben von Mustern vollzogen werden. Unikalisieren bedeutet, den Bezug zu Mustern mehr oder weniger zu lockern, indem Muster variiert, gemischt

und durchbrochen werden. Aus diesen Beobachtungen folgert SANDIG (1984, 257), daß eine Handlung durch Stil unikalisiert, d. h. individualisiert werden kann.

Konsequenterweise soll dieser Gedankengang hier anders akzentuiert werden; denn wie betont wurde, sind die Bedingungen des Handelns in ihrer Konstellation immer besonders, und sie werden vom Individuum in seiner Eigenart stets notwendig in individueller Brechung realisiert. Insofern muß man davon sprechen, daß die Einzigartigkeit des jeweiligen Handelns zwangsläufig den Stil macht. Die Bedingungen des Handelns können – von dem angeführten Extremfall Formular z. B. abgesehen – nicht anders als über – mehr oder weniger ausgeprägte – Unikalität realisiert werden. Unikalität existiert nicht ohne Bezug auf objektive Gegebenheiten und spiegelt diese Gegebenheiten gebrochen wider. Stilbilden kann demnach als notwendig schöpferischer Teil des Formulierungsprozesses in bezug auf den konventionellen Teil gelten. Zusätzlich zur notwendigen Unikalität von Texten kann es bewußt hergestellte Einmaligkeit, bewußte Unikalität geben, die auf dem von SANDIG beschriebenen freien Umgang mit Mustern beruht, die aber auch aus dem bewußten, ausgefeilten, elaborierten Umgang mit Mustern im Sinne von Wohlgeformtheit entstehen kann. Ich nenne diesen Umgang mit Mustern Individualisieren.

2. Relativität von Stilmustern und Unikalität

Will man genauer erfassen, wie sich Unikalisieren und Individualisieren durch Umgang mit Mustern vollziehen, so ergeben sich zumindest zwei grundsätzliche Überlegungen. Zum einen ist zu fragen, welche Erscheinungen unter dem Begriff ‚Stilmuster‘ zu fassen sind. Stilmuster sind vielfältig und liegen auf verschiedenen Ebenen, haben demzufolge unterschiedliche Beziehungen zueinander. Stilmusterarten müssen identifizierbar sein, will man aus textueller Sicht das komplexe Zusammenwirken verschiedener Arten von Mustern und das freie Umgehen mit ihnen im Rahmen eines Textes erfassen können. Zum anderen ist aus intertextueller Sicht nach den Beziehungen zu fragen, die Stilmuster zwischen Texten herstellen können. Es wird sich zeigen, daß es über das Identifizieren von Stilmustern hinaus auch um das Erkennen ihrer Relativität und der damit verbundenen Ausdrucksmöglichkeiten geht. Gerade die Einsicht, daß Muster relativ sind, scheint eine notwendige Erweiterung der bisherigen Auffassung zu sein. Muster sind nicht absolut, sie können zu ‚Nichtmustern‘ werden. Je nach Entstehungszeit der Texte, je nach sozialer und situativer Gegebenheit kann ein und dieselbe sprachliche Er-

scheinung als ‚musterhaft‘, ‚nicht musterhaft‘ oder ‚musterbrechend‘ verstanden werden (ASSMANN 1986). Der Bestand an Stilmustern soll an einer knappen, kommentierten Auflistung gezeigt werden. Wie die Relativität von Stilmustern zur Quelle für das Individualisieren im Sinne von bewußtem Unikalisieren werden kann, soll anschließend an Textbeispielen erörtert werden. Zwei Begriffserläuterungen seien vorangestellt: Textmuster (bei SANDIG 1986: ‚Textsorten‘) betreffen thematisch-propositionale und handlungstypisch-illokutive Grundelemente sowie die Situationalität von Texten (Art der Adressatenbeziehung, Wahl von Kanal, Medium usw.). Stilmuster beziehen sich auf formulativ-stilistische Grundelemente, also auf die festen Möglichkeiten für die sprachliche Realisierung dieser Situationalität. Stilmuster werden, weiter als bei SANDIG, als der Teil der Textmuster gefaßt, der Vorgaben für die Realisierung der Textoberfläche liefert, der also die stilistischen Prozesse im Rahmen des Textmusters leitet. Das entspricht einer Stilauffassung, die Stil als Umsetzung von außersprachlichen, sprachlichen und individuellen Gegebenheiten in Textoberflächen betrachtet. In diesem Sinne sind Stilmuster die Verfahren, Teilmuster, Strukturen und Mittel, die typischerweise der Durchführung stilistischer Operationen dienen. Drei Gruppen von Stilmustern, die auf verschiedenen Ebenen liegen, werden angesetzt:

1) Formulierungsstrukturen und -mittel. Sie sind Elemente der Herstellung von Textoberflächen: stilistisch markierte Wörter, Topoi, Stilfiguren, Routinen und Stereotype, herkömmlicherweise also Stilmittel, Stilfiguren u. ä.

2) Formulierungsmuster. Sie sind spezifische feste Verwendungsweisen, Elemente der Situationsgestaltung im Text, die als Funktionalstile und deren Stilzüge bekannt sind. Als Element des Handelns sind sie normbezogene Verwendungsweisen, die – vereinfacht gesagt – geeignet sind, eine z. B. als wissenschaftlichen Text angestrebte Äußerung sprachlich als solche erkennbar zu machen.

3) Formulierungsverfahren. Sie sind stilistische Teilhandlungstypen (SANDIG 1986) wie z. B. FORTFÜHREN, WIEDERHOLEN, VARIIEREN, ABWEICHEN, ENTGEGENSETZEN. Es handelt sich um die traditionell als Stilprinzipien bezeichneten Verfahren. Ihre Befolgung schlägt sich im Text als Stilzug nieder. Die Einheitlichkeit des Stils z. B. ist Resultat des FORTFÜHRENS, die Vielfalt innerhalb eines Textes Resultat des VARIIERENS. Im folgenden wird vor allem das Formulierungsverfahren ORIGINALISIEREN von Interesse sein.

Alle Stilmuster geben Orientierungen, mit welchen Mitteln stilistisch operational gehandelt werden kann. In diesen Zusammenhang gehört das Verhältnis von Mus-

terbefolgung und von freiem Umgang mit Mustern als Element von Stil. Der Umgang mit Mustern ist insofern stilistisch, als man Muster nicht anders als individuell realisiert, da man sie mit den eigenen Möglichkeiten ausfüllt, als man Muster wählt, sie der eigenen Intention anpaßt, sie mischt und durchbricht und mit ihren Spielräumen spielt.

Stil bietet, folgt man ASSMANN (1986), die Möglichkeit der Option. Stil als soziale oder individuelle Sichtbarmachung resultiert aus der Art und Weise und dem Grad, in dem man Optionsmöglichkeiten wahrnimmt. Man kann sich durch sein stilistisches Handeln sozial anpassen oder abheben. ASSMANN bezieht stilistisches Handeln auf die Vielfalt und Beweglichkeit von Normen und Konventionen. Hier soll es auf die Vielfalt und Beweglichkeit von Mustern bezogen werden. Individuelle Musterrealisierung lebt, so wurde festgestellt, auch von der Relativität der Muster. Analysiert man Texte unter diesem Aspekt, so wird deutlich, daß die SANDIGSche Dualität von Typikalität und Unikalität nicht ausreichend ist; denn Musterbefolgung und Musterbrechung haben immer auch etwas mit Intertextualität und Innertextualität, also mit verschiedenen Arten von Relationen zwischen Texten und in Texten zu tun. Intertextualität, so zeigt sich ferner, muß in sich weiter differenziert werden.

Die Analyse konzentriert sich auf folgende Stilmuster: die Formulierungsverfahren ORIGINALISIEREN und DURCHFÜHREN und die Formulierungsstruktur eines dreigliedrigen Topos. Als Textgrundlage dienen Kontaktanzeigen, d. h. Anzeigen von Heirats- und Kontaktwünschen in der Presse. Die Belege stammen aus der monatlich erscheinenden Zeitschrift „Das Magazin“, die sich an einen Leserkreis mit relativ hohen Erwartungen an Intellektualität, Sprachwitz und Originalität wendet, und aus der Tageszeitung „Leipziger Volkszeitung“ (LVZ), die einen nach seinen Erwartungen nicht zu differenzierenden, lokal bestimmten Leserkreis hat. Im „Magazin“ werden aus Gründen des Vergleichs Anzeigen von 1969 und 1987 berücksichtigt, in der LVZ nur Anzeigen von 1987 (Textbeispiele im Anhang). NEUBERT (1983, 14) spricht von Intertextualität als dem „allseitigen Zusammenhang zwischen vorgängigen, bereits erfahrenen (produzierten und rezipierten) und aktuellen Texten“. Intertextuelles Wissen schließt für ihn Wissen um Diskurse, Diskurstypen, Texttypen ein. Texte im Bezug auf Vortexte zu sehen bedeutet folglich, daß man die Konventionen, Normen und Muster der Vortexte kennt, die, dem jeweiligen Textmuster entsprechend, eine Textsorte konstituieren. Stilmuster werden von LERCHNER (1988) als sozial konventionalisierte Gruppen gestalterischer Mittel be-

stimmt, die auf Textklassen bezogen sind. Sowohl bei NEUBERT als auch bei LERCHNER handelt es sich zweifellos um intertextuelle Sicht auf Textsorten, Textklassen, Textmuster. Für das Textmuster Kontaktanzeige ist intertextuelles Wissen demnach das Wissen, das man braucht, um einen Text als Kontaktanzeige zu erkennen. Es handelt sich also um die generellen Merkmale und Muster der Textsorte, um Intertextualität im weiteren Sinn, eingeschlossen ein allgemeines Wissen von der durchschnittlichen stilistischen Realisierung dieser Textsorte. Intertextualität im engeren Sinn bezieht sich nicht nur auf Textmuster und generelle Stilmuster, sondern auch auf speziellere Stilmuster, erfordert also spezifischeres Wissen. Intertextualität im engeren Sinn betrifft die konventionalisierte, typische Realisierung von Textmustern durch Stilmuster innerhalb historisch oder sozial bestimmter Situationen. Wie wird die Textsorte Kontaktanzeige in einer bestimmten Zeitschrift oder Zeitung herkömmlicherweise realisiert? Wie in einer bestimmten Zeit? Wie für eine bestimmte Gruppe von Lesern (Alter, Bekanntheit, Bildungsgrad)? Die Textbeispiele zeigen, daß die spezifischen Stilmuster relativ sind. Mit Innertextualität sind die internen, durch die Textherstellung erst geschaffenen Textgesetze gemeint. Jeder Text folgt, allein schon gelenkt durch die Art seines Anfangs, bestimmten eigenen Mustern. Diese können sich in Übereinstimmung oder in Kontrast zu intertextuellen Mustern befinden. Ohne intertextuelles Wissen wären innertextuelle Muster nicht zu erkennen und einzuordnen. In bezug auf die Beispiele von Kontaktanzeigen ist zu Inter- und Innertextualität folgendes zu beobachten:

1) Zur Intertextualität im weiteren Sinn

STOLT (1976, 28) gibt als generelles Muster der Textsorte Kontaktanzeige ein Schema von drei Informationseinheiten an. Ein inserierendes Subjekt gibt Angaben zu seiner Person und bezeichnet und beschreibt den Wunschpartner zwecks Heirat oder Kontakt. Kurz: Jemand sucht jemanden zwecks Heirat oder Kontakt. Diese drei Informationseinheiten müssen immer vorhanden, also sprachlich – wie auch immer – realisiert sein, will man einen Text als Kontaktanzeige realisieren. Sie betreffen also thematisch-propositionale Grundelemente des Textmusters. Zu dem Muster gehört außerdem die Vorstellung von dem, was eine Kontaktanzeige üblicherweise stilistisch markiert. Dazu gehören z. B. die feste Reihenfolge der Darstellung; die feste Platzierung des Verbs ‚suchen‘ (‚wünschen‘) im ersten Satz; feste

Formeln wie ‚junge Frau mit Interesse für ...‘, ‚Kind kein Hindernis‘, blasse Ausdrücke wie ‚liebervoll‘, ‚liebenswert‘. Wichtig ist, daß Bilder nicht verwendet werden, also nur eine direkte Information (Erstsinn) vermittelt wird. Alles ist wörtlich zu nehmen.

2) Zur Intertextualität im engeren Sinn

STOLT (1976, 29) weist weiter darauf hin, daß die Arbeit am Material „eine komplexere Wirklichkeit zutage fördert“, und erweitert daher ihr Schema um explizite Anrufe, Überschriften, Beschreibungen des erwünschten Zusammenlebens, Angabe der Vorgeschichte, Motivation, Abweisung von Unerwünschtem u. a. In diesen fakultativen Sparten liegen ihrer Meinung nach die Möglichkeiten für den persönlichen Stil. Die hier betrachteten Kontaktanzeigen weisen solche fakultativen Sparten/Muster auch auf. Hinzu kommen aber außerdem für die untersuchten Publikationsformen typische Stilmuster, nämlich die zwei Formulierungsverfahren DURCHFÜHREN im Sinne von konsequenter Einhaltung dessen, was man mit dem Textmuster Kontaktanzeige als typisch verbindet, und ORIGINALISIEREN im Sinne des konsequenten Abweichens von dem für das Textmuster als typisch angesehenen Schema.

DURCHFÜHREN dient dem Anpassen, Typisieren. Es ist kennzeichnend für Anzeigen in der LVZ, und es war kennzeichnend für Anzeigen im „Magazin“ von 1969 (Beispiele 1–4). Die Texte zeigen die Merkmale, die oben als typisch genannt wurden: feste Reihenfolge, formelhafte Ausdrücke, unauffälliger Wortschatz, nichtssagende Ausdrücke, Erstsinn. Das LVZ-Muster lebt vom intertextuellen Wissen darüber, was für die Textsorte stilistisch „normal“ ist.

ORIGINALISIEREN dient dem Abheben, dem bewußten Unikalieren. Es ist das für das „Magazin“ heute geltende Muster. Die Merkmale sind in den Texten 7–11 z. B.: Ändern der üblichen Reihenfolge, Verwendung unüblicher statt formelhafter Ausdrücke, das Vermeiden der üblichen blassen und beschönigenden Wörter, v. a. aber Erzeugung von Zweitsinn durch die Verwendung von Bildern, für die es freilich feste Topoi (z. B. Tierkreiszeichen) gibt. Auch dieses Muster lebt vom intertextuellen Wissen, da man den Kontrast zum „Normalen“ erkennen muß. Nur dann dient das Muster dem Abheben. An dieser Stelle spätestens wird deutlich, daß die beschriebenen Muster in ihrer Funktion relativ sind: ORIGINALISIEREN dient, je mehr es sich in einem bestimmten Rahmen, hier im „Magazin“ durchgesetzt hat,

weniger dem Abheben als vielmehr dem Anpassen, es wechselt seine Funktion. Man kann das in den Texten 5–11 nachvollziehen: Jede Kontaktanzeige ist mit bildlichen Mitteln gestaltet. Die Bilder sind sich zudem ähnlich (Tierkreiszeichen, Text 9), oder sie sind gar gleich (Kater-Katze, Texte unter 10). Die Bildung von Zweitsinn wird also normal. Nichts kann mehr von vornherein wörtlich genommen werden. ORIGINALISIEREN ist mittlerweile für die Kontaktanzeigen in dieser Zeitschrift ein Stilmuster mit fester Ausführung geworden. Will man sich im „Magazin“ künftig abheben, hat man andere Wege zu gehen. Das führt zur Innertextualität.

3) Zur Innertextualität

Die innertextuellen, textspezifischen Muster sind im Rahmen der intertextuellen zu verstehen. Zwei Möglichkeiten innertextueller Muster, die dem Abheben dienen, sollen gezeigt werden. Will der Schreiber sich nicht durch den Rückbezug auf einfaches DURCHFÜHREN abheben, wie es möglicherweise in Text 13 der Fall ist, kann er seinen Text durch ungewöhnliches Auffüllen der Topoi individualisieren. So geschieht es in Text 5 durch literarische Bezüge (Böll, „Haus ohne Hüter“) und in Text 6 durch intertextuellen Bezug zur Anzeigensorte Kaufgesuchs- und Verkaufsanzeige von Kraftfahrzeugen. Die Musterrealisierung besteht nun darin, die Bilder in ihren Teilen konsequent durchzuführen (vgl. Text 8), um einen vollen Zweitsinn zu gewährleisten und um Peinlichkeit und Lächerlichkeit zu vermeiden (vgl. Text 9). Eine andere Möglichkeit des Abhebens im Rahmen des „Magazin“ ist das Karikieren bekannter Muster. In Text 12 wird ORIGINALISIEREN karikiert, indem das STOLTSche Schema (Jemand sucht jemanden zwecks Heirat oder Kontakt) umgekehrt wird. Die Partnerbeschreibung weicht darin vom Gewohnten ab, daß vor allem mitgeteilt wird, wen man nicht will oder worauf weniger Wert gelegt wird. Die Suche äußert sich vor allem in der Feststellung dessen, was man nicht sucht. Ein Karikieren des generellen Musters könnte also angenommen werden. Außerdem wird das spezielle Muster des „Magazin“ karikiert, indem die übliche positive Darstellung der eigenen Person (Traumfrau, Mädchenfrau, geeigneter Liebhaber) scheinbar und ins scheinbar Negative umgekehrt wird, wobei durch den Wechsel der Stilschicht ins Saloppe („häßlicher oder Knacker“) das Umkehren besonders deutlich gemacht, zugleich aber auch relativiert wird. Durchgehalten wird das Umkehren ohnehin nicht (Motorbootsport-Fan, künstlerischer Beruf). In Text

14 wird das Formulierungsverfahren DURCHFÜHREN karikiert, indem es in einem Maße ausgedehnt, ja überzogen wird, daß man es als lächerlich empfinden muß. Es ist zu bezweifeln, daß die Funktion des Textes damit noch erfüllt wird. Eher ist anzunehmen, daß der Text die reale Anzeigenfunktion gar nicht haben soll. Jedes stilistische Handeln ist, so wurde am Anfang gesagt, notwendig individuell, unikal. Bewußtes Unikalisieren ist nicht allein durch das Verhältnis von Typikalisieren und Unikalisieren beim Umgang mit Mustern zu erfassen. Der Umgang mit Stilmustern schließt vielmehr differenziertes intertextuelles Wissen und das Befolgen selbstgeschaffener innertextueller Regularitäten ein. Es sollten theoretisch und praktisch die Möglichkeiten erörtert werden, die sich durch die Relativität und durch die Relationen von generellen Textmustern, intertextuellen Textmustern und innertextuellen Mustern für Stil als Individualisieren eröffnen – als ein Beitrag zum Erfassen der Vermittlungsregularitäten zwischen Objektivem und Subjektivem beim Stilbilden.

Anhang: Textbeispiele

„Leipziger Volkszeitung“ vom 15.10.1987

1. **Jg. Frau**, 30/1.70, oh. Anhang, FSA, sucht auf diesem Wege Partner passenden Alters u. Größe. Zuschrift an ...
2. **Jg. Frau**, 37/1.67, verw., schlk., dkl.-blond, Int.: Musik, Tanzen u. alles, was Spaß macht. Suche liebevollen Partner und väterlichen Freund bis 40 J. f. Mädchen, 6 J. und Jungen 10 J., Zuschr. mit Bild erwünscht an ...

„Das Magazin“, Heft 8, 1969

3. **Lehrerin**, Anfang 30, gesch., möchte pass. Lebensgefährt. kennenlernen (m. Kind angen.). Bildzuschriften ...
4. **Dame**, wiss. Mitarbeiterin, verw., schlk., gepfl., Mitte 40, wü. Bekanntschaft eines intell., seiner charakterl. Eigenschaften wegen lebenswerten Partners, mögl. Akadem. ...

„Das Magazin“, Heft 9, 1987

5. **Haus ohne Hüter**, Hund ohne Herrchen, Frau mit Fahrrad (45/1.65) suchen Hüter für Haus, Herrchen für Hund und ständiges Modell für Plastik. Zuschrift an ...
6. **Garagenwagen**, sportliches Modell, Baujahr 53, extravagante Lackierung, stellenweise defekt, mit 2 Beiwagen, Baujahr 77 und 83, sucht risikobereiten Liebhaber zur Nutzung, Pflege und für Extratouren. Achtung! Motor bockt öfter und hat Fehlzündung. Getriebe reagiert sensibel ...
7. **Interessanter**, hübscher, blonder Engel, 36, sucht gestandenen Mann für den 7. Himmel. Bildzuschriften erwünscht an ...

„Das Magazin“, Heft 8, 1987

8. **Blonder** Kaktus, weiblich, 1.75, nach 28 Jahren noch nicht verkümmert, sucht aufgeschlossenen, toleranten, vielseitigen Gärtner, der ihn zum Blühen bringt ...
9. **Charmante** Steinbockdame, 40/1.59, sucht Bekanntschaft zu einfühlbarem Hirten für gemeinsame Freizeitgestaltung ...
- 10.a) **Stadtkater**, 21, 1.70, Nichtraucher, sucht Schmusekatze mit Intellekt und Charme, nicht nur für einen Flirt, mit Sinn für Liebe, Sex und Erotik. Foto wäre nett, ist aber nicht Bedingung ...
- b) **Katzenfan**, 49, 1.86, sucht liebes, schlankes Kätzchen zum Neubeginn. Wohn. vorhanden. Zuschr. an ...
- c) **Liebeshungriger**, schüchternen Schmusekater von 28 Jahren, 1.65 groß, sucht Schmusekatze. Zuschr. an ...
- d) **Aufgemerkt!** Welches Rassekätzchen bis 40 wird zu wenig gestreichelt? Leicht ergrauter Kater (Anfang 50, 1.85, FSA, Nichtraucher) hilft gern aus. Diskretion ist Ehrensache. Eventuelle Bildzuschrift an ...
11. **Trobadora** gesucht! Bin geeigneter Liebhaber für fahrende Sängerin, Prophetin oder ähnlich ungehorsame Frauensperson. Verwandlungsvermögen wird vorausgesetzt. Bin 1.87, schlank, blauäugig ...
12. **Herz**, Seele und gesunder Menschenverstand genügen. Ich pfeife auf HSA, Diplom, Nichtraucher, Nichttrinker und Eigenheim. Du kannst das Kaffeewasser anbrennen lassen, Zigarren rauchen und Schnaps aus Tassen trinken. Häßlicher oder Knacker mit künstlerischem Beruf, schlank, 1.87 lang, Motorbootsport- und Tina-Turner-Fan sucht junges, erotisches Vollblut, Geliebte, Modell und Kumpel zwischen 18 und 55, ohne Aussteuer und Lottofünfer, für ein herrlich verrücktes Leben ...
13. **Berliner Ingenieur**, (Naturwiss.), Anfang 40/1.67, sportlich-schlank, Nichtraucher, handwerklich, kunstinteressiert, evangelisch, sucht Frau mit Interesse an Eigenheim und Garten
14. ... wünscht sich sexerfahrene, erotisch und romantisch veranlagte, aufrichtige, liebevolle, warmherzige, nicht ortsgebundene, anpassungsfähige, charakterfeste, verständnisvolle, kinderliebe, humorvolle, unternehmungslustige, modebewußte, ehrliche, zuverlässige, nette, junge, treue, reife, schlanke bis zierliche Frau mit gutausgeprägten weiblichen Attributen, reizender Figur und schönem Busen, 20-30 Jahre ... (nach K.-E. SOMMERFELDT Sprachpflege 3/1988)

Literatur

- ANTOS, G. 1982. Grundlagen einer Theorie des Formulierens. Textherstellung in geschriebener und gesprochener Sprache. Tübingen
- ASSMANN, A. 1986. „Opting in“ und „opting out“. Konformität und Individualität in den poetologischen Debatten der englischen Aufklärung. In: H. U. Gumbrecht, K. L. Pfeiffer (1986), 127-143
- COULMAS, F. 1977. Rezeptives Sprachverhalten. Eine theoretische Studie über Faktoren des sprachlichen Verstehensprozesses. Hamburg
- VAN DIJK, T. A. 1980. Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung. München
- FIX, U. 1986a. Anmerkungen zum Erwartungsbegriff. In: LS/ZISW/A, 149, 201-211
- FIX, U. 1986b. Zusatzbedingungen für Sprachkultur. Der ästhetische Anteil. In: ZfGem 7. Jg., H. 2, 201-208
- FIX, U. 1988. ‚Kommunikativ adäquat‘ – ‚stilistisch adäquat‘. Zu Problemen, Kategorien und Kriterien der Redebewertung. Diss. B (Masch.). Leipzig
- FUNK-KOLLEG SPRACHE. Eine Einführung in die moderne Linguistik. Teil II. 1975. Frankfurt/Main
- GUMBRECHT, H. U./K. L. PFEIFFER (Hrsg.), 1986: Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt/Main
- HARTUNG, W. 1977. Zum Inhalt des Normbegriffs in der Linguistik. In: Normen in der sprachlichen Kommunikation. Berlin, 9-69
- HARTUNG, W. 1985. Sprachliche Kommunikation und Linguistik. Offene Fragen einer kommunikationsorientierten Linguistik. In: ZPSK 38, H. 1, 3-24
- LERCHNER, G. 1980. Individualstil und gesellschaftliche Sprachtätigkeit. In: ZPSK 33, H. 1, 48-55
- LERCHNER, G. 1987. Stellen sprachliche Kreativität und Ästhetizität handhabbare Bewertungskriterien für Sprachkultur dar? In: LS/ZISW/A, 170, 45-59
- LERCHNER, G. 1988. Das Diskurselement ‚Stil‘. Vortrag: Kolloquium ‚Text und Stil‘, Dresden 21.4.1988
- LOMPSCHER, J. u. a. 1975. Theoretische und experimentelle Untersuchungen zur Entwicklung geistiger Fähigkeiten. Berlin
- MICHEL, G. 1982. Weltanschauliche Aspekte bei der Charakterisierung von Normen in der sprachlichen Kommunikation. In: WZ der PH Potsdam, Ges.- u. sprachw. R., 26. Jg., H. 1, 5-12
- MICHEL, G. 1983. Grundzüge der Stilistik. In: Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Leipzig, 450-489
- MICHEL, G. 1986. Text- und Stilnormen als Regeln oder als Modelle? In: A. SCHÖNE, Hrsg. (1986): Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Kongresses der Internationalen Vereinigung für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft. Bd. 3, hrsg. v. W. WEISS, H. E. WIEGAND, M. REIS. Tübingen, 3-9
- NEUBERT, A. 1983. Diskurs über den Diskurs. Neue Denkanstöße in der Sprachwissenschaft oder zur Gegenstandsbestimmung in der Linguistik. Sitzungsbericht der Sächs. Akad. d. Wiss. zu Lpz., Phil.-hist. Klasse, Bd. 124, H. 2, Berlin, 1-16

- NEUMANN, W. 1979. Sprachpflege und Sprachnormen. Ein Beitrag zur Explikation der Begriffe. In: LS/ ZISW/A, 51, 1-16
- SANDIG, B. 1984. Generelle Aspekte stilistischer Bedeutung oder: das „Chamäleon ‚Stil‘“. In: Kwartalnik Neofilologiczny, 31. Jg., H. 3, 265-286
- SANDIG, B. 1986. Stilistik der deutschen Sprache. Berlin (West)/New York
- SCHWARZ, C. 1977. Zur Differenzierung und Varianz der Normen für die sprachlich-kommunikative Tätigkeit. In: Normen in der sprachlichen Kommunikation. Berlin, 70-101
- SOMMERFELDT, K.-E. 1988. Schmusekater sucht Kätzchen. Angler sucht Friedfisch. In: Sprachpflege, 37. Jg., H. 3, 31-33
- STOLT, B./TROST, J. 1976. Hier bin ich – Wo bist du? – Heiratsanzeigen und ihr Echo. Kronberg/Ts.
- TECHTMEIER, B. 1977. Die kommunikative Adäquatheit sprachlicher Äußerungen. In: Normen in der sprachlichen Kommunikation. Berlin, 102-162
- VÖLZING, P.-L. 1979. Text und Handlung. Zur handlungstheoretischen Basis einer Textwissenschaft. Frankfurt/Main/Bern/Las Vegas
- WIENOLD, G. 1971. Formulierungstheorie – Poetik – Strukturelle Literaturgeschichte. Am Beispiel der altenglischen Dichtung. Frankfurt/Main

Vorbemerkungen zu Theorie und Methodologie einer historischen Stilistik

Befaßt man sich mit der Theorie des Sprachwandels im Sinne von Wandel in der Kommunikationskultur¹, so gerät der *Text* in den Blick, genauer gesagt: der sprachhistorisch konstitutiv wirkende Umgang mit Texten. Und es tritt, was sich in der Semantik von „Umgang“ bereits andeutet, die verändernde Rolle des sprachlich handelnden Individuums in den Vordergrund.²

In diesem Rahmen dürfen Überlegungen zu einer historischen Stilistik nicht fehlen, denn eine kommunikativ-pragmatisch orientierte Stilauffassung, wie sie hier vertreten wird, eröffnet den Zugang zu beidem: zum Stellenwert des Textes bzw. der Textsorte und zur Rolle des Individuums im Prozeß des Sprachhandelns und des Sprachwandels. Stil kann gewissermaßen als komplexer Indikator für den Wandel von Kommunikationskultur gelten.

Für Sprachwandeluntersuchungen wird es daher eine notwendige Aufgabe sein, sich die Rolle, die *Stil* für die Entwicklung des Sprachgebrauchs spielt, die *Auffassung von Stil*, die in einer Entwicklungsphase vertreten wird, sowie die *Text- und Stilmuster* und den Umgang mit ihnen, wie sie in einer bestimmten Phase existieren, genau anzusehen. Überlegungen zur theoretischen und methodologischen Basis einer historischen Stilistik sind daher unumgänglich. Sie sollen hier in vier Schritten vollzogen werden. Zunächst wird dargelegt, was von einer historischen Stilistik zu erwarten, wie sie zu bestimmen ist. Dann wird versucht, die Frage nach dem geeigneten Stilbegriff für eine Stilistik aus historischer Sicht zu beantworten. Da Stil und Text, Stilmuster und Textmuster sich aufeinander beziehen, wird neben dem Stilbegriff auch ein Textmusterbegriff für dieses Konzept vorgestellt. Schließlich wird der sich aus dem Gesagten ergebende methodologische Ansatz beschrieben.

1. Vorstellungen von einer historischen Stilistik

Ausgangspunkt muß, wenn man sein Verständnis von Stil bestimmen will, zunächst wohl immer die traditionelle, sachlich durchaus berechnete Unterscheidung in „präskriptive“ und „deskriptive“ Stilistik sein.

¹ Ein solches Projekt läuft unter der Leitung von G. Lerchner am Lehrstuhl Sprachgeschichte der Sektion Germanistik und Literaturwissenschaft der Universität Leipzig.

² Vgl. die Auffassungen von G. Lerchner (1988).

Faßt man die präskriptive Disziplin als eher praxisbezogene Anweisung zum angemessenen Sprachgebrauch auf, die deskriptive dagegen als Beschreibung von Regeln, Verfahren, Prinzipien, Mustern und Mitteln mit ihren potentiellen Wirkungen unter dem Aspekt der Angemessenheit, so wird bereits deutlich, daß wir es, wenn wir diachron vorgehen wollen, mit der deskriptiven Richtung zu tun haben werden. Deutlich wird aber auch, daß es mit einer Deskription, wie sie oben beschrieben wurde, nicht getan sein kann. Was wir unter Deskription aus synchroner Sicht verstehen, muß erweitert und modifiziert werden. Deskription im Sinne unserer Zielstellung schließt Rekonstruktion, Interpretation und Komparation notwendigerweise ein.

Um „Stilzustände“ vergangener Entwicklungsstadien *beschreiben* zu können, muß man, dies sei an erster Stelle ausgeführt, *rekonstruieren*. Es ist relativ leicht möglich, mit dem reichen Methodeninventar, das Textlinguistik, Stilistik und Rhetorik bereitstellen, historische Texte auf ihre Mittel und Strukturen hin zu analysieren. Es ist aber schwer bzw. gar nicht möglich, eine Wertung dieser Mittel, bezogen auf die Einheitlichkeit des Stils vorzunehmen. Und ebenso schwer ist es, die Wirkungspotenz von Texten zu erfassen. Was uns fehlt, ist die kommunikative Kompetenz des Zeitgenossen. Weder verfügen wir, wie es uns für den Gegenwartssprachgebrauch ganz selbstverständlich ist, über ein sicheres Wissen davon, was als angemessen zu gelten hatte, über Kriterien und Maßstäbe für Wertung also, noch kennen wir mit der Selbstverständlichkeit des naiven Alltagswissens Text- und Stilmuster, Verfahren, Mittel, Prinzipien der Stilherstellung. Mit anderen Worten: Wir als Rezipienten (bzw. Analysierende) von Texten teilen nicht das zeitgenössische Sprachvermögen und Sprachwissen, nicht die Erfahrungen und Erwartungen, nicht den Geschmack und die Vorlieben, nicht die Produktions- und Rezeptionsgewohnheiten des Textproduzenten, des Autors. Dies alles muß von uns rekonstruiert werden. Ein geeigneter Zugriff bietet sich über die Erschließung des betreffenden Ausschnitts von Weltwissen der Zeit und über die Ermittlung des Kommunikationswissens mit Hilfe metasprachlicher Äußerungen, wie sie z. B. in Stillehren, Handbüchern, Poetiken, Rhetoriken und anderen Sachbüchern zur Sprache zu finden sind.

Ein weiterer Schritt, um „Stilzustände“ zu beschreiben, muß das *Interpretieren* sein. „Interpretieren“ bedeutet hier, mögliche Situationen für Texte (Textexemplare) zu erkennen und Texten diese Situationen sowie im Zusammenhang damit mögliche Intentionen und Funktionen zuzuordnen. Das heißt, es muß versucht werden, die Interpretation des Textes hinsichtlich seiner Situation, Funktion und Intention aus

ihm selbst heraus vorzunehmen. Der Zugang ist über die Kenntnis von Text- und Stilmustern möglich.

Genuines Interesse einer historischen Betrachtung ist die Beobachtung von Veränderungen, wobei es sich im Falle von Sprachwandel um Mikrowandel, Textsortenwandel und Makrowandel handeln kann.

„Als Mikrowandel sollen jene Sprachwandelprozesse gelten, durch die sich Textsorten nur in einzelnen sprachlichen Elementen auf der Ausdrucksseite ändern. Von Textsortenwandel ist zu sprechen, wenn das kommunikative Handlungsmuster von Textsorten sich ändert. Hand in Hand damit kann natürlich auch Mikrowandel auftreten. Mit dem Terminus Makrowandel ist Stadienwechsel gemeint, also kumulativer Wandel in den Bereichen Mikrowandel sowie Textsortenwandel.“ (SCHANK 1984, 764)

In jedem der Fälle ist der methodische Zugriff des *Komparierens* unentbehrlich. Dabei kann es sich entweder um den – übertextuellen – Vergleich zwischen allgemeinen Textvorgaben und deren Realisierung in Textexemplaren handeln oder um den intertextuellen Vergleich zwischen Textmustern bzw. Textexemplaren verschiedener Textmuster bzw. um den Vergleich zwischen Zuständen ein und desselben Textmusters (vgl. FIX 1991). Nur durch eine solche komparative Betrachtung ist es möglich, Wissen über Texte zu gewinnen, Klassen von Texten daraus zu abstrahieren und Veränderungen an Klassen von Texten (Textsortenwandel) bzw. den umfassenden Wandel ganzer Sprachzustände (Makrowandel) zu beobachten.

Eine historische Stilistik wird also verstanden als eine rekonstruierende und eine – natürlich auf der Basis von Fakten – interpretierende und komparierende deskriptive Stilistik. Von einer Stil-Grammatik kann demnach auch unter dem historischen Aspekt nicht die Rede sein, da es nicht um das Beschreiben obligatorischer Regeln der Richtigkeit gehen kann, sondern da vielmehr auch hier wie in einer synchronen Stilistik – nur unter erschwerten Bedingungen – Potenzen für Wirkungsmöglichkeiten sprachlicher und nichtsprachlicher Elemente in der Ganzheit des Textes erfaßt werden müssen.

2. Zum Stilbegriff in einer Theorie der historischen Stilistik

Grundlage aller Überlegungen zu einer historischen Stilistik und deren Theorie ist ein für diese Erkenntnisinteressen geeigneter Stilbegriff. Eine tätigkeitsorientierte kommunikativ-pragmatische Stilauffassung, die das Spannungsfeld von Überindividuellem und Individuellem dezidiert einbezieht (FIX 1990), ist nicht nur für eine synchrone, sondern auch für eine diachrone Stilistik eine geeignete Basis.

Der Stil (des realen Textes) wird verstanden als die sich auf der Oberfläche des Textes realisierende Sprachgestalt, wie sie von den Faktoren der Kommunikation bedingt ist (Überindividuelles) und wie sie vom Individuum intendiert und sprachlich realisiert ist (Individuelles) als Ausdruck dessen, was das Individuum mit seiner Äußerung an Beziehung und Wirkung herzustellen wünscht. Stil gibt also immer etwas zu verstehen, ist Sichtbarmachung von Individuen für Individuen in sozialen Gegebenheiten. Wir haben es demnach immer mit zwei Polen zu tun. Ein Pol ist das Überindividuelle, Vorgegebene, Normhafte. Die Veränderung solcher überindividueller, sozial bestimmter Faktoren kann Antrieb für Stilveränderungen sein, ist es aber nicht allein. Der andere Pol ist das Individuelle, Nichtvorgegebene, ist der freie Umgang mit den Normen. Der reale Bezug auf eine Situation, der Umgang mit Normen und Mustern geschieht stets individuell. Auch das individuelle Handeln kann als möglicher Antrieb für Veränderungen wirken. Dieses Spannungsgefüge zu erfassen, ist für die Betrachtung von Stilwandel ein geeigneter Ansatz. Man muß daher die Einseitigkeit der Betrachtung, wie sie z. B. die Funktionalstilistik mit der Betonung des Normhaften praktiziert hat, zugunsten einer differenzierten, dialektischen Sehweise aufgeben. In diesem Zusammenhang muß auch differenziert werden, was unter „Individuellem“ zu verstehen ist. Beim individuellen sprachlichen Handeln ist zu unterscheiden zwischen dem (zwangsläufigen) *Unikalisieren* (vgl. aber SANDIG 1984) und dem (gewollten) *Individualisieren*. Unikalität, d. h. die unumgängliche Einzigartigkeit von Texten, die Erfahrung, daß kein Text wie der andere ist, folgt aus der Tatsache, daß Texte von Individuen gemacht werden. Individuen gehen mit den objektiven Faktoren kommunikativen Handelns individuell um. Das bedeutet zum einen, daß subjektive Gegebenheiten (Sprachwissen, Sprachkönnen, Erfahrungen, Geschmack usw.) das sprachliche Handeln prägen. Das heißt zum anderen aber auch, daß objektive Faktoren (Situation, Normen, Kode usw.) sprachliches Handeln bestimmen. Beides erfordert eine individuelle Leistung, sowohl das Anpassen an subjektive Bedingungen als auch das an objektive Faktoren, von denen im übrigen gesagt werden muß, daß sie so objektiv gar nicht sind; denn wir haben kein Normgefüge im Sinne einer Matrix, und es gibt keine 1:1-Beziehung von Mitteln und Zweck, normbestimmende Faktoren sind unterschiedlich gewichtet, und schließlich bleibt auch immer die Möglichkeit des akzeptierten Abweichens von Normen. Das hat zur Folge, daß Stilbilden immer ein Problemlöseprozeß ist (vgl. ANTOS 1984); denn es ist bezogen auf Situationen, auf die Komplexität aller Bedingungen der Kommunikation, die jeweils neu und anders sind. Und weiter: Im

Rahmen der Stilbildung werden innertextuelle Normen gesetzt, befolgt und teilweise auch verletzt, so daß eine spezifische Intertextualität entsteht: innertextuelle Normen im Rahmen intertextueller Normen. Das bedeutet, um auf Unikalisieren und Individualisieren zurückzukommen, zweierlei:

1. Eine Handlung muß zwangsläufig unikalisiert werden, da sie ein Problemlöseprozeß ist. Es gibt stets eine – mehr oder weniger ausgeprägte – individuelle Brechung. Die Einzigartigkeit des jeweiligen Handelns macht zwangsläufig den Stil.

2. Bewußter, freier Umgang mit Mustern, bewußtes Individualisieren führt zu Innovationen in Texten über notwendige Unikalität hinaus. Normverletzungen, Brechungen von Mustern können innovative Kraft haben, wirken aber immer nur im Rahmen eines einheitlichen Stils. Zufälliges kann hier also nicht gemeint sein. Diese Auffassung von Stil im Spannungsfeld von Norm und Freiheit fügt sich widerspruchlos in eine Auffassung von Sprachwandel ein, die – wie die von G. LERCHNER (1988, 280 f.) entwickelte – dem Individuellen einen gebührenden Platz einräumt: „Ohne Frage ist die Kategorie /Subjekt/ jeder theoretischen Auffassung von Sprache als kommunikativer Tätigkeit notwendig immanent. Für soziolinguistische Konzepte wie das der Norm, der kommunikativen Bedürfnisse als Motivation für Sprachwandel, der Varietätendifferenzierung, des Sprachbewußtseins usw. gilt der Subjektbezug als fundamental (vgl. HARTUNG u. KOLL 1981). Dessenungeachtet wird jedoch die aktive, verändernde Rolle des (sprach)handelnden Menschen im je historischen Kontext ... nicht eigentlich beschreibungswirksam ... nur der Mensch als Subjekt sprachlich-kommunikativen Handelns /kann/ in und mit diesem Handeln Sprache verändern. Genuiner Ort jedes Wandels sowohl der Entstehung von Neuerungen wie ihrer Ausbreitung und Approbation – ist daher das *einzelne* kommunikative Ereignis ... Die klassische Frage der Sprachhandlungstheorie, was Sprecher typischerweise tun, wenn sie kommunizieren, lautet dann unter Sprachwandelaspekt, was an diesem Tun innovatorisch wirkt oder, genauer, auf welche Weise Menschen kommunikativ handeln, *so daß* sie (dabei) Sprache verändern.“

Stilistik im Sinne der dargelegten Stilauffassung bietet sich als Bestandteil eines solchen Konzeptes aus folgenden Gründen an:

– Für die Stilistik gilt, was zur Bedeutung des Individuellen gesagt wurde, wohl mehr als für jede andere Disziplin, da sie die Umsetzung, den Gebrauch von Sprache in sozialen Situationen untersucht. Und wie anders sollte sich der Gebrauch von Sprache vollziehen als durch Individuen?

– Gerade dadurch, daß sie den Gebrauch von Sprache untersucht, hat eine deskriptive Stilistik, wie sie beschrieben wurde, die Kraft, Kreatives und Innovatives zu erfassen; denn dies vollzieht sich ja in der realen Umsetzung in Textexemplare, an Textoberflächen.

– Eine kommunikativ-pragmatische Stilistik ist geeignet, kreative und innovatorische Leistungen zu erfassen, da sie von ihrem Selbstverständnis her darauf angewiesen ist, die Spannung zwischen Objektivem und Individuellem in ihr System, auch in ihr Methodensystem aufzunehmen. Das Verhältnis von Objektivem und Individuellem darf nicht nur nicht vernachlässigt werden, es muß vielmehr im Vordergrund stehen; denn es verfügt für Erscheinungen individueller Stiläußerungen über die größte erklärende Kraft. Mit der Differenzierung der individuellen Leistung in notwendiges Unikalieren und bewußtes Individualisieren können zwei Sachverhalte erfaßt werden, die zusammenfassend genannt werden sollen: 1. Unikalität ist Ausdruck für das notwendig Einzigartige einer *jeden* kommunikativen Leistung. Der subjektive Faktor *des Sprachverhaltens an sich* wird damit erfaßt.³

2. Individualisieren ist Ausdruck für das – nicht notwendige – Kreative und Innovative, das den Sprachwandel bewirkt.⁴ Die *Sprachwandel bewirkende subjektive Leistung* wird damit erfaßt. Schließt man sich dieser Auffassung an, so hat das Folgen. Eine Schlußfolgerung könnte sein, sich an Hjelmsevs Auffassung von drei nebeneinander bestehenden Stilen (1974, 112) anzuschließen. Hjelmsevs unterscheidet die Stilarten „kreativer“, „normaler“ und „archaischer“ Stil, je nachdem, ob einem Sprachsystem nicht gefolgt oder ob ihm gefolgt wird oder ob Elemente früherer Sprachzustände aufgenommen sind. Eine solche Annahme hätte Auswirkungen auf Stilanalyse und Stilbeschreibung; denn man hätte für eine vergangene Epoche nicht nur *eine* Stilart und demnach nicht nur *eine* Stilkompetenz, sondern mindestens drei zu rekonstruieren.

Weiter wäre zu prüfen, ob das Individuelle als Spezifikum für Stil uneingeschränkt gelten kann. Müßte man dann nicht den Perioden mit streng geregelter Formenhaushalt, wie z. B. der Periode des Barock, Stil absprechen? Es ist ganz sicher so, daß die Auffassung von Stil als etwas Individuellem eine nicht immer geltende Auffassung von Stil war. Auch das Verständnis von Stil hat eine Entwicklung durchgemacht. ASSMANN (1986, 141) setzt drei Etappen der Stilauffassung an: Zunächst gilt Stil als „Element der antiken Rhetorik, die eine hierarchische Gattungspoetik

³ Vgl. G. Lerchners Feststellung (s. Anm. 2) von der Immanenz der Kategorie ‚Subjekt‘.

⁴ Vgl. G. Lerchners Frage (s. Anm. 2), was innovatorisch wirke an kommunikativem Tun.